

dtv

JASON REYNOLDS

LOVE

oder
MEINE SCHÖNSTEN
BEERDIGUNGEN

Aus dem Englischen
von
Klaus Fritz

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



© 2015 Jason Reynolds
Titel der Originalausgabe:
The Boy in the Black Suit
(Atheneum Books for Young Readers.
An Imprint of Simon Schuster Inc., New York)
Published by arrangement with Pippin Properties Inc.
through Rights People, London
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagsgestaltung: Katharina Netolitzky/dtv unter Verwendung
eines Fotos von gettyimages/Walter B. McKenzie
Gesetzt aus der Berling 11/14
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-65026-7

Für Tante Bud
Und Onkel Calvin

Und für Walter Dean Myers.
Danke, danke, danke.

Hey there, you, looking for a brighter season,
 Need to lay your burden down.
Hey there, you, drowning in a helpless feeling
 Buried under deeper ground.

LAURA MVULA, »SING TO THE MOON«

ALLES LÄUFT RÜCKWÄRTS

ES WAR DER ERSTE SCHULTAG. Eigentlich war es der neunzehnte, aber es war *mein* erster Schultag, und ich dachte die ganze Zeit, was bin ich froh, dass ich schon drei Wochen verpasst hab und das hier der letzte erste Schultag ist, den ich je erleben werde. Dem Himmel sei Dank. Nicht dass ich die Schule gehasst hätte, versteh mich nicht falsch. Ich war einfach nicht in der Stimmung, Bücher mit mir rumzuschleppen oder Sachen zu lernen, die mir eigentlich nichts bedeuteten, oder, schlimmer noch, mit Leuten zusammen zu sein, denen ich im Grunde nichts bedeutete. Ich weiß, ich weiß – ich hör mich an wie ein erstklassiger Anwärter für schwarze Fingernägel und Emo-Poesie, aber was ich eigentlich nur sagen will, ist, dass ich keine große Lust auf Geselligkeit hatte. Streich das – ich hatte überhaupt keine Lust auf Geselligkeit. Knallende Schließfächer, quietschende und quiekende Turnschuhe, als ob man mit großen Nägeln über eine riesige Tafel fahren würde, wenn all die Teenies lachend und schreiend durch die Flure in ihre Klassenzimmer rennen. Sie huschten an mir vorbei, rempelten mich an, während ich durch die Flure glitt wie eine Art Zombie.

Als würde ich in einer anderen Welt leben, in der alles rückwärts lief. Ms. Harris, die Rektorin, die sich ansonsten

meist in ihrem Büro vor den Schülern versteckte, bot mir tatsächlich an, mich zu meinem Schließfach zu *begleiten*. Andererseits waren da die Typen, mit denen ich sonst gut klarkam – zumindest dachte ich das – wie James Skinner, die mich total ignorierten. Verstehst du, was ich meine? Rückwärts.

Das letzte Mal hatte ich James im Sommer gesehen, als wir Zwölftklässler in der Schule zusammenkommen mussten, weil sie unser Klassenfoto machen wollten. James und ich machten uns darüber lustig, weil wir dieses Fotografiertwerden überhaupt nicht ausstehen konnten, während unsere verrückten Mütter absolut versessen auf die Fotos waren. Ich erzählte ihm, dass meine Mutter mich angefleht hatte zu lächeln, aber das würde ich mit Sicherheit nicht machen. Ich konnte nicht. Nicht, weil ich nicht wollte, nein, ich wusste einfach nicht, was ich für ein Gesicht machen sollte, wenn jemand eine Kamera auf mich richtete. Manche Leute können auf Kommando lächeln. Du sagst »lächeln«, und plötzlich grinsen sie über beide Ohren und zeigen dir alle ihre blitzenden Zähne. Und andere Leute ... die können das eben nicht. Wie ich zum Beispiel. Also wusste ich, dass ich auf meinem Zwölftklässlerfoto genauso aussehen würde wie auf dem aus der Elften, Zehnten und Neunten – wie ein Roboter. Nur war es diesmal ein Robotergesicht mit Talar und Hut, was es noch schlimmer machte.

Der Punkt ist, ich hatte gerade meinen sogenannten Freund James gesehen – hatte eben noch mit ihm gelacht über diesen spießigen Klassenfotoscheiß –, und jetzt tat er so, als würde er mich überhaupt nicht kennen. Das pas-

siert vermutlich, wenn die Leute erfahren haben, dass deine Mutter gerade gestorben ist. Du wirst unsichtbar. Wenigstens mir ging das so. Für alle unsichtbar. Sagen wir für fast alle.

»Yo, Matt, tut mir leid das mit deiner Mum, Alter.« Chris Hayes, mein bester Freund, hatte sich von hinten an mich rangeschlichen, während ich versuchte, meine Sachen ins Schließfach zu stopfen. Er war einer von diesen ober-coolen Typen, lässig drauf, die Mädchen fanden was an seinem rasierten Schädel. Er würde wahrscheinlich zum »bestgekleideten Jungen« gewählt und hätte große Chancen, der Prom King zu werden. Er gab sich alle Mühe, mir sein Mitgefühl zu zeigen, einfach der normale, jetzt ziemlich traurige Freund zu sein. Ich wusste das zu schätzen, obwohl es nichts nützte. Aber wenigstens hatte er den Mumm aufgebracht und war zu mir gekommen und hatte was gesagt, statt mir einfach aus dem Weg zu gehen, als ob der Tod eine Art Krankheit wäre, die sich jeder einfangen könnte, der auch nur mit mir redete. Alle anderen starteten mich entweder an oder versuchten viel zu angestrengt, mich überhaupt nicht anzusehen.

»Weißt du ... Mrs. Miller war wie eine zweite Mom für mich, und es tut mir so leid, dass ich nicht zur Beerdigung kommen konnte«, fuhr Chris fort.

Also, das tut mir auch leid. Es tut mir leid, dass ich dort in dieser Kirche sitzen musste – wo übrigens die Klimaanlage kaputt war – und schwitzte und all diesen Leuten zusah, die den Gang runtergingen und in den Sarg meiner Mutter blickten und all diesen Unsinn vor sich hin flüsterten, dass sie ganz wie sie selbst aussah, was nicht stimmte. Es tut mir leid, dass du nicht da warst

und mit angehört hast, wie der lahme Chor sich ein Lied nach dem anderen abgerungen hat. Es tut mir leid, dass du nicht da warst, um meinen Dad zu sehen, der sich alle Mühe gab, munter zu wirken, der schlechte Witze riss in seiner Rede, mit ersticker Stimme. Es tut mir leid, dass du nicht dabei warst und gesehen hast, wie ich völlig aus der Fassung geriet und in Tränen ausbrach. Es tut mir leid, dass du nicht für mich da warst, aber es ist egal, denn selbst wenn, du könntest gar nicht das empfinden, was ich empfinde. Niemand kann das. Sogar der Priester hat das gesagt.

Das *wollte* ich eigentlich sagen, tat es aber nicht, weil ich Chris damit nicht belasten wollte. Ich wusste, er wäre dabei gewesen, wenn er gekonnt hätte. Aber er hat es einfach nicht geschafft. Das versteh ich. Also wandte ich mich um und sah ihn an und sagte: »Schon gut, Alter.« Ich schluckte schwer, bot ihm die Hand zum Abklatschen und hielt meine Tränen zurück. *Bloß. Nicht. Heulen. Nicht in der Schule.*

Chris packte meine Hand und zog mich in eine Umarmung unter Männern. Und genau in diesem Moment, mit perfektem Highschool-Timing, stürmte Shawn Bowman von hinten auf Chris zu, schlug ihm auf den Arsch und riss einen blöden Witz, von wegen wir seien schwul oder was weiß ich. Und natürlich, nachdem er das gesagt hatte, schlug das Mädchen, mit dem er zusammen war – Michelle oder so –, ihm auf den Arm und schnalzte mit der Zunge. Sie riss Shawn zu sich ran und flüsterte ihm was ins Ohr, und natürlich sagte sie ihm, meine Mom sei gerade gestorben, weil sein Gesicht anlief – besser gesagt, es lief nicht an, sondern blieb blauschwarz, wie es war, aber wenn es

rot hätte werden können, dann wäre es eine rote Ampel auf zwei Beinen geworden. Chris hatte sich umgedreht und starrte Shawn böse an. Er hatte die Fäuste geballt, und es war offensichtlich, dass er sauer war.

»Arschloch«, knurrte Chris. Shawn verzog sich einfach, es war ihm peinlich, und nach Chris' Ton zu schließen, war das eine gute Idee.

Es war, als würde die Highschool schlagartig zur ... Highschool. Eine Horde von unreifen, verantwortungslosen Teenies, die sich unbesiegbar fühlten, nur weil sie noch nichts durchgemacht hatten. Die was durchgemacht hatten, führten sich nicht auf wie die anderen. Shante Jansen etwa. Als sie in der Zehnten schwanger geworden war, hatte sie sich stark verändert. Das Baby ließ sie erwachsen werden, und bestimmte Dinge an der Highschool schienen nun um einiges weniger wichtig. Sie wollte einfach nur ihre Arbeit machen und dann nach Hause gehen. Keine Zeit für irgendwelche Albernheiten. So war mir jetzt auch zumute. Als ob ich urplötzlich zu alt für die Highschool geworden wäre, auch wenn das nicht stimmte. Was für ein merkwürdiges Gefühl.

Zum Glück musste ich nicht allzu lange in der Schule bleiben. Weil ich in der neunten, zehnten und elften Klasse ziemlich gut gewesen war, hatte ich einen kleinen Stundenplan und konnte mittags immer nach Hause gehen. Natürlich hing ich ein wenig hinterher, aber Ms. Harris hatte alle Lehrer angewiesen, eigens für mich Aufgaben zu entwickeln, damit ich die Dinge nachholen konnte, die ich verpasst hatte. Schule fiel mir immer ziemlich leicht. Viel leichter als lächeln, glaub mir.

Ursprünglich hatte ich vorgehabt, von Viertel vor neun bis mittags in die Schule zu gehen, dann von eins bis halb sechs mein Praktikum in der Bank zu machen. Ich war nicht allzu scharf darauf, in einer Bank zu arbeiten, einfach weil ich glaubte, es würde mich zu Tode langweilen, hinter Panzerglas zu sitzen und den ganzen Tag das Geld anderer Leute zu zählen. Die Bezahlung allerdings fand ich spitze. Aber weil ich die ersten paar Wochen in der Schule versäumt hatte, verpasste ich auch die ersten Arbeitswochen, und die Bank nahm einen anderen Schüler für meine Stelle. Also hatte ich am Ende keinen Job und nichts zu tun nach der Schule.

Mein Vater und ich sprachen miteinander, als sie mir mitteilten, dass mein Platz vergeben war, und er meinte, ich solle mir deswegen keine Sorgen machen, aber unbedingt versuchen, eine andere Arbeit zu finden, vor allem, da ich so viel freie Zeit haben würde. Als er das sagte, war meine Mutter noch nicht gestorben. Und jetzt, da sie tot war, wollte ich mir *wirklich* einen Job suchen, nicht nur, damit ich beschäftigt war, sondern auch, um meinem Vater zu helfen, die ganzen Rechnungen zu bezahlen. Und obwohl ich mich für ziemlich klug hielt, hatte ich keine Arbeitserfahrung, wenigstens keine, die ich in meinen Lebenslauf reinschreiben konnte. Treppe fegen bei Ms. Jones zählte nicht wirklich.

Also tat ich, was jeder in meiner Lage tun würde. Ich versuchte, einen Job in einem Hühnerimbiss zu kriegen. Er heißt *Huuhm's* und ist die schmierigste Klitsche in der ganzen Nachbarschaft. Aber sie bezahlten recht gut, wie man so hörte. Zumindest mehr als die anderen Fast-Food-

Läden. Man munkelte, der Grund dafür sei, dass *Huuhn's* einem reichen Typen gehörte, der meinte, er könne seinen Leuten wenigstens genug zum Überleben bezahlen, wenn er mit seinem Fraß praktisch die ganze Nachbarschaft umbrachte. Wie kann etwas, das so gut schmeckt, so schlecht für dich sein?

Ich hatte unzählige Male dort gegessen. Meine Mutter schickte mich freitagabends immer los, um Brathähnchen zu holen. Wir kochten montags bis donnerstags und nahmen uns das Wochenende frei. Ja, *wir* kochten. In meiner Kindheit war ich praktisch der Sous-Chef meiner Mutter, was nur ein schicker Ausdruck dafür ist, dass ich ihr Küchenjunge war. Hier ein bisschen schneiden, da ein bisschen klein würfeln. Das hier umrühren, dies dort beträufeln. Kurz gesagt, ich kann mit Topf und Pfanne umgehen. Das ist noch so ein Grund, weshalb mir das *Huuhn's* als die natürliche Wahl vorkam. Ich kann braten, und ich mag das Essen dort. Besonders das Gebäck. Meine Mom sagte immer, es erinnere sie an diese süßen Teilchen, die man auf dem Land kriegt. Das kann ich nicht beurteilen, aber die süßen Stückchen bei *Huuhn's* waren phänomenal. Eigentlich war dort alles lecker, sogar der Zuckertee.

»Wen darf ich als Nächstes bedienen?«, sagte das Mädchen hinter der Kasse mit ungefähr so viel Begeisterung, wie ich sie im Moment für irgendwas aufbringen konnte – niente. Sie trug ein Haarnetz, das wirkte wie ein Helm, und um den Hals ein goldenes Band, an dem ein Namensschild hing. RENÉE stand da in Schreibschrift.

Ich trat vor, wobei meine Sneakers dieses komische klebrige Geräusch machten.

»Willkommen bei *Huuhm's*, möchten Sie ein Combo, ein Special, das Chicken Deluxe, einen Shake oder eine Köstlichkeit von unserer Dessertkarte probieren?«, spulte sie mit verdrehten Augen und abgewandtem Blick herunter.

»Stellt ihr zufällig Leute ein?«, fragte ich ein wenig kleinlaut. Mir war egal, ob jemand erfuhr, dass ich auf Jobsuche war, andererseits wollte ich es auch nicht an die große Glocke hängen.

Renée taxierte mich einen Moment.

»Wart mal kurz«, sagte sie genervt. Sie wandte sich um und rief etwas nach hinten, aber es war, als ob sie die Hühner anschreien würde, die da in diesen großen Vorratsdingern aus Blech auf einem Haufen lagen. »Clara. Stellen wir ein?«

Eine Frau tauchte hinter den Blechbehältern auf. Ihr Hemd war weiß und nicht lila wie das von Renée. Auch sie hatte dieses Haardings auf dem Kopf, aber sie hatte Zöpfe, die aussahen wie Schlangen, die in einem Netz gefangen waren.

»Du suchst einen Job?«, sagte Clara barsch.

»Ja.«

Sie langte unter die Kasse und zog ein Blatt Papier hervor. Einen Bewerbungsbogen.

»Füll das dort drüben aus.« Sie deutete auf die Tische nahe der Tür. »Und bring's zurück, wenn du fertig bist.«

Clara knallte einen Kuli auf den Tresen und sah mich finster an. »Und klau bloß nicht meinen Kuli.«

Ich setzte mich hin und fing an, die Bewerbung auszufüllen, bemüht, den Geruch von abgestandenem Fett und den Lärm von all dem Tohuwabohu der Leute auszublenden.

den, die riefen und Witze rissen, von den jungen Schulschwänzern, den Bauarbeitern, die Mittagspause machten, den Junkies, die um Süßigkeiten bettelten, und von so ziemlich allen anderen, die du dir nur vorstellen kannst. Andauernd bimmelte die Tür, wenn jemand sie öffnete und auch noch das Gehepe und die Polizeisirenen von draußen reinließ. Überall dieser verfluchte Lärm.

»Was geht, Ma?«, sagte ein junger Typ ungefähr in meinem Alter zu Renée. »Steht dir gut, dieses Ding da auf dem Kopf«, scherzte er. Seine Kumpel lachten.

Ich wollte sehen, wie sie reagierte, doch der Typ stand vor ihr. Aber hören konnte ich sie.

»Was du nicht sagst. Was willst du, Mann?«

Der Typ trat von einem Bein aufs andere und rückte erst seine Kappe zurecht, dann sein Gemächt.

»Wie wär's mit deiner Telefonnummer?«, sagte er schmierig.

»Vergiss es. Aber wie wär's mit was zu essen?«, sagte Renée ziemlich gelangweilt. Sicher musste sie sich solchen Mist ständig anhören. Irgendwelche Honks, die vor ihren Freunden auf dicke Hose machten. Ich fragte mich immer, ob solche Spielchen funktionierten. Landet man zum Beispiel mit »Wie wär's mit deiner Nummer?« wirklich bei den Mädchen? Konnte ich nicht so recht glauben.

»Schon gut, schon gut, was soll's. Ich krieg dann 'nen Deluxe.«

»Kein Deluxe mehr. Ausverkauft.«

»Mist, okay. Dann eben die Fünf Hähnchenstreifen.«

»Keine mehr da.«

»Echt jetzt? Verarsch mich nicht.«

»Echt.«

»Okay, also, dann das Dreierlei. Ich *weiß*, dass ihr Hähnchen habt.« Der Typ lachte und schüttelte enttäuscht den Kopf.

In diesem Augenblick trat er zur Seite, und ich konnte Renée nun gerade so sehen. Sie wandte sich um und musterte all die Hähnchen in ihrem Warmhaltecontainer. Da mussten ungefähr sechzig Stück liegen. Dann wandte sie sich wieder dem Typen zu.

»Alle alle.«

»Was?«

»Alles alle. Hähnchen sind aus.«

»Aber da sind sie doch, diese verdammten Hühner! Was redest du denn da?«

»Alles alle.«

Der Junge stand verduzt da.

Renée hob grinsend die Hand vors Gesicht und markierte mit den Fingern eine Kamera. »Schnappschuss!«, rief sie. Dann schaute sie auf die eingebildete Kamera, als würde sie die Aufnahme prüfen – sollte wohl eine Digitale sein –, und sagte: »Ups, nicht deine Schokoladenseite.«

Die Kumpel des Typen lachten über ihn, und ehe er etwas erwidern konnte, sagte Renée: »Nächster, bitte!«

Da war der Typ plötzlich beleidigt und fing an, Renée zu beschimpfen, warf ihr das übliche »Eingebildete Zicke!« an den Kopf, rempelte beim Hinausgehen gegen Tische und Stühle. Seine Kumpel tapsten ihm hinterher wie ein Rudel Welpen. Ich sah hinunter auf mein Formular, während sie sich verzogen. Solche Typen versuchen immer, sich mit irgendwem anzulegen, um sich besser zu fühlen.

Alle anderen in der Schlange lachten. Vor allem, als der nächste Typ fünfzig Hähnchen wollte und sie ohne weiteres auch kriegte. Offenbar war das der Grund, weshalb sie diesem Hirni wirklich nichts verkaufen konnte. Es war alles schon vorbestellt.

»Vielen Dank, meine Liebe. Ich hab schon bei Clara bezahlt«, sagte der Mann, der all die Hähnchen bestellt hatte.

»Kein Problem, Mr. Ray.«

Mr. Ray? Ich sah auf, und tatsächlich, es war Mr. Willie Ray, der da stand, während Renée die Brathähnchen in die Pappbehälter stopfte.

Mr. Ray ist eine Bohnenstange von Mann, den alle in der Gegend aus zwei Gründen kennen. Erstens ist er im Bestattungsgeschäft. Ein Totengräber. Ihm gehört *Rays Letzte Heimstatt*, eine Firma, die er von seinem Vater geerbt hatte. Es hört sich merkwürdig an, aber von den Teenagern bis zu den Alten, die hier in der Gegend starben, wurden die meisten durch Willie Rays Tür getragen.

Der andere Grund, weshalb ihn alle hier kennen, ist, wie soll ich sagen, der Krebs. Mr. Ray hat ihn zweimal besiegt, und das weiß deshalb jeder, weil er so eine Art Zeuge Jehovas in Sachen Krebs wurde, der Klinken putzt und Broschüren verteilt. Er schwört, Gott habe ihn einzig und allein deshalb entwischen lassen, damit er die Kunde von der Krankheit verbreiten könne. Als ob keiner je davon gehört hätte. Meine Mutter zog ihn immer damit auf: »Willie, Gott hat dich nur deshalb gerettet, damit du uns bis aufs Blut quälen kannst? Da kann doch was nicht stimmen.« Er war nie böse auf sie. Er lachte dann nur und schüttelte den Kopf und machte sich auf den Weg zum Nachbarn.

»Mr. Ray?«, rief ich.

»Matthew, ich hab dich gar nicht hier sitzen sehen. Wie geht's dir?«, sagte er und kam mit seinem vertrauten hinkenden Gang auf mich zu.

»Geht so«, sagte ich und schüttelte ihm die Hand. »Was ist mit all den Hähnchen?«

»Junger Mann, die sind für eine Beerdigung. Also, eigentlich für einen Leichenschmaus. Sie hatten niemanden für das Catering, also haben sie mein Unternehmen beauftragt, sich um das Drumherum zu kümmern. Und dann besorgen wir hier immer Hähnchen. Schlicht, aber es schmeckt allen«, erklärte er. »Was treibst du denn?«

»Bin auf Jobsuche.« Ich deutete auf den Bewerbungsbogen, auf dem ich bislang eigentlich nur meinen Namen eingetragen hatte.

»Wo, hier?«

»Ja, Sir.«

Mr. Ray stand einen Moment still und sah mich von oben bis unten an, als ob er sich ärgerte, dass ich bei *Huuhn's* Arbeit zu finden versuchte. Aus meiner Sicht war es jedenfalls ein anständiger Job. Zuweilen wohl hart, aber es blieb ein anständiger Job. Zudem hoffte ich, das Geheimnis der einen oder anderen gebratenen Köstlichkeit lüften zu können, um sie bei mir zu Hause nachzukochen. Und vielleicht mal eines Tages für mich und meinen Vater diese süßen Teilchen zu backen.

»Matthew, wenn du hier arbeitest, wirst du hier nie mehr essen können«, witzelte er schließlich.

Ich glaubte nicht so recht, dass das stimmte. Von einigen Dingen kriegst du einfach nie den Hals voll. *Huuhn's* ge-